Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 11

Artikel: Die heilige Haarnadel

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634309

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 11. März

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Zwei Gedichte von Gustav Falke †.

Aus Liebestiefen.

Als ich heute deiner gedacht,
Hat mich mein Töchterlein angelacht.
Holdseliges empfand ich da
Und war dir, wie noch niemals, nah.

Die Mutter meiner Kinder hält
In ihrer Güte eine Welt,
Versteht und weiß, wie Liebe tut,
Und daß alles in göttlichen Händen ruht.

Das gibt mir meinen heiligen Halt
Und hat über alles Begehren Gewalt,
So tief meines Kindes Augen sehn,
Kann mein Herz vor ihm bestehn.

Betende Hände hab ich bewegt
Um seinen kleinen Nacken gelegt,
Für dich betende Hände. Nie war
Meine Seele so fromm und lebensklar.

Vor Schlafengehen.

Die Kinder schlummern in den Kissen,
Weich, weichen Atems, nebenan,
Ein Traum vom heutigen Tag, und wissen
Nicht, was mit diesem Tag verrann.

Wir aber fühlen jede Stunde,
Die uns mit leisem Flügel streift,
Und wissen, daß im Dämmergrunde
Der Zeit uns schon die letzte reift.

Wir sitzen enggeschmiegt im Dunkeln,
So träumt sich's gut. Und keines spricht.
Durchs Fenster fällt ein Sternenfunkeln,
Vom Ofen her ein Streifen Licht.

Einmal im Schlaf, lacht eins der Kleinen
Ganz leis. Was es wohl haben mag?
Springt es mit seinen kurzen Beinen
Noch einmal fröhlich durch den Tag?

Ein Mäuschen knabbert wo am Schragen,
Knisternd verkohlt ein letztes Scheit,
Die alte Uhr hebt an zu schlagen —
Da sprichst du leis: Komm, es ist Zeit!

Die heilige Haarnadel.

Eine Kriegsnovelle von Alfred Fankhauser.

1.

Leutnant Theodor Maibach trat in sein Zimmer, mit der Linken die Türklinke, mit der Rechten den Säbelgriff umkrampfend. Die ganze Gestalt zitterte vor Aufregung; wie ein Gewitter flackerten die Augen. Ein Ruck, die Tür krachte. Ein Handgriff, der Säbel klirrte auf dem Boden. Ein Fluch und Faustschlag; die Lampe schwankte. Eine Flut erstickter Flüche; dann warf er sich fassungslos aufs Ruhbett und preßte den Kopf in das Lehnkissen, tief hinein, als müsse der arme Schädel ein Loch in das Polster stoßen. Augen und Lippen bissig zugekniffen, lag und saß er da, den Rücken gebogen wie eine verkrüppelte Eiche, Knie und Füße hart aneinander gepreßt, Faust neben Faust verkrallt, Ellbogen neben Ellbogen ins Ruhbett gedrückt. Zuweilen zitterte der Leib wie ein beutegieriger Jagdhund. Zuweilen lag er starr wie ein Erfrorner. Zuweilen auch fuhr er auf in leidenschaftlicher Wut. „O Teufel, Teufel, wie konnte das geschehen!"

Mit zitterndem Griff löste er Revolver und Kartentasche und warf sie grell auflachend dem Säbel nach.

„Degradierung! Entehrung! Schmach und Schande! Und vom Saufen kommt's! Und um ein Weib geschah es!"

Er sprang auf und lief wie ein gefangener Wolf umher. Boden und Wände zitterten. „Die Laufbahn hin! die Ehre verloren! Das Leben geschändet!" Den Leib zurückgebeugt wie eine windbedrängte Feuersäule, zornige Fäuste zum Himmel werfend, stöhnte er auf wie ein kranker Hund. Dann legte er sich rücklings aufs Ruhbett und preßte die Fäuste auf die Augen. Verbissene Laute brachen die Lippen; qualvolle Falten gruben sich tief in die knochige Hirnschale. Minutenlang lag er so; jeder Atemzug bebte vom innern Sturm; die Blutströme schossen durch die Halsadern wie Schlangen, zuckten über die Schläfen wie sichtbare Schmerzen.

Minutenlang. Dann geschah etwas Sonderbares. Maibach löste auf einmal die Fäuste und öffnete die Augen. Einen Atem lang dauerte das Zögern; die Stirne glättete sich; die Augen wurden hell. Nachlässig hingen Lippen, Hände und jede Miene. Lang und tief ging der Atem; der ganze Körper löste sich aus der heftigen Spannung und fiel in süße Müde.

„Ei der Teufel, was tut's auch?"

Wie heftiger Nordwind dem lauen Föhn weicht, so wich die harte Qual einer moralischen Gleichgültigkeit. „Was tut es auch! Hin ist hin!" Ein sinnlicher Glanz erfüllte die Augen. Schmal schlossen sich die Lider; die Lippen bewegten sich dürstend. In den Mienen aber lag etwas von jenem Unsinn, der nichts mehr will als genießen, der nichts ist als die Maske der Verzweiflung und jeden Moment in Wut umschlagen kann. Dieser Unsinn lag in den gierigen Augen und zuckte auf den Schläfen. Zögernd wühlten die Hände in dem weichen Haar, zögernd ob sie es im Wahnsinn zerraufen oder in Liebe streicheln sollten. Erwartend berührten sich die weißen Zahnreihen, erwartend, ob sie in sinnloser Wut zusammenknirschen oder in Lächeln glänzen würden.

Draußen klopfte jemand.

„Herein! — Och, Sie sind's, Trude! Nur keck voran!"

Er richtete sich auf und lachte mit blassem Lächeln an. Trude zögerte an der Schwelle, stieß die Tür mit gestreckter Hand weiter auf und glitt dabei einen Schritt näher, mit suchenden Blicken das Zimmer musternd.

„Herr Leutnant, ich habe vergessen — andre Gardinenhalter anzubringen. Darf ich die alten wegnehmen?"

Wieder glitt sie einen schwebenden Schritt näher, ihren vollen Leib behutsam vorwärtstragend, die Augen zwischen schmalen Lidern verbergend, so daß sie wie Zigeunerkinder aus Weidengebüsch spähten. Nun streckte sie den Arm, und der blaue Aermel bewegte sich wie ein fröhlicher Wimpel.

Der Leutnant straffte sich.

„Holen Sie die Gardinenhalter, Trude, und bringen Sie nachher frische."

Seine Zähne glänzten; aber die Lippen grinsten und die Augen loderten. Trude zweifelte und forschte in seinem Gesicht.

„Herr Leutnant, Sie haben schlecht geschlafen. Sie sind blaß. Ich habe gehört, wie spät Sie heimkamen; auch ich schlief nicht."

Theodor Maibach sprang auf und stand pappelgrade.

„Was? Ich bin munter! Wozu immer schlafen? Alle Wochen zweimal schlafen genügt. So macht's ein rechter Soldat."

Sie ließ einen Blitz durch die Augen fahren und verzog den Mund.

„Dann, Herr Maibach, dann gibt's gewiß wenig wackere Soldaten. Aber ich bin auch munter!" Sie streckte sich, warf die Schultern zurück und ließ die Brust schwellen. Maibach ballte die Fäuste, zog die Stirne scharf zusammen und bohrte sengende Blicke in ihre Gestalt. Sie schauderte leicht und entspannte ihre Straffheit wieder, bis die Woge verebbte. Ein gleichgültiger Blick glitt nach Maibachs Gesicht. Ihm antwortete ein zornig ungeduldiger.

„Lassen Sie mich vorbei; ich will die Halter wegnehmen!"

Sie drängte sich zwischen Maibach und den Tisch. Maibach verengerte den schmalen Paß; sie blieb stecken und guckte ihn von der Seite an, halb spöttisch, halb verlangend; dabei hielt sie die Hände wie wehrhafte Krallen vor die Brust.

„Nun, Herr Maibach, lassen Sie mich vorbei."

Maibach stund zögernd wie ein Vagabund, dem der Sturm Kleider und Haare zaust. So zauste ein innerer Sturm an seiner jämmerlichen Moral, um sie in Fetzen davonzutragen. Blitzschnell huschten die bösen Gedanken über seine Seele. Degradierung, Schmach, Hohn, Schande! Die Laufbahn zum Kuckuck! Und vom Saufen kommt's. Nun, mag es gehen wie es will. Das Leben ist verpfuscht. Greif' zu, trinke, genieße, nachher — nun was liegt daran? Greif' zu, greif' zu, du Narr! In seinem Gesicht kämpften Gier und Gewissen, kämpften und rangen um jede Ader seines Leibes. Langsam hob die Gier seine Hände, hob sie schulterhoch. Dort zitterten sie wie schwanke Zweige und fielen schwer auf Trudes Arme nieder. Sie fuhr zusammen und entwand sich wie ein Wiesel seinen Händen. Er langte nach ihr. Sie aber lachte ihn schon über den Tisch an, rot vor Aufregung. Maibach lief um die Tischecke. Da stund sie ganz ruhig, die Arme über dem Brustkleid gekreuzt, das Gesicht so fromm und leidenschaftslos wie ein Frühlingsmorgen.

„Herr Maibach, wie lautet schon die Strophe — „Es war ein Knabe gezogen"."

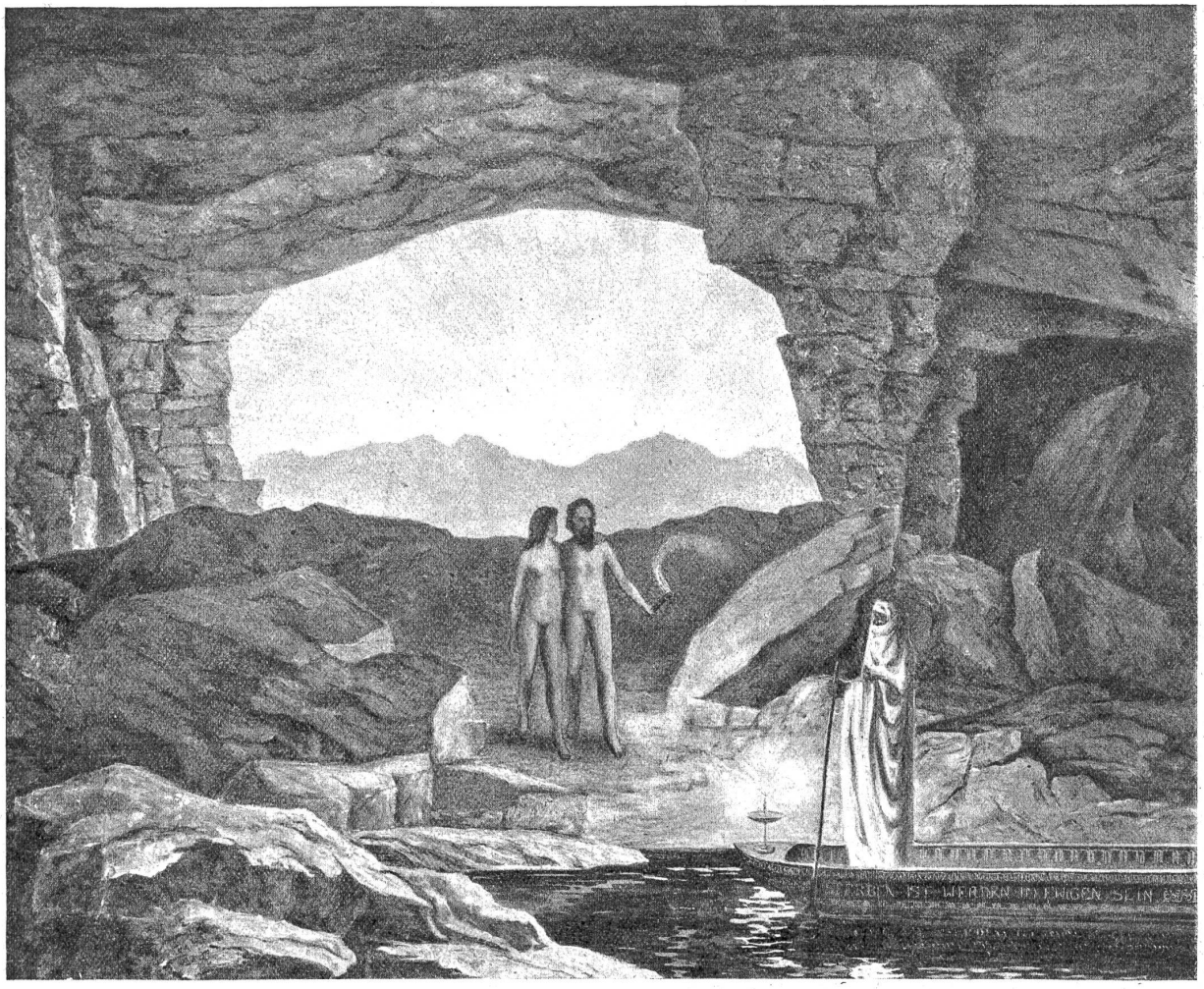
Maibach ließ die Hände sinken und sah ärgerlich neben ihr vorbei.

„Ich mag nicht singen!" Mehr sprach er nicht. Die Blicke fuhren durch das Fenster. Dort draußen zitterte blauer Himmel. Dort weit in der Ebene glühten herbstlich gelbe Birken. Und das gelbe Laub glich einem gelbseidenen Lockenhaar und der blaue Himmel war so klar wie zwei Augen.

Trude löste die Vorhanghalter mit feinen Fingern. Die gebeugte Gestalt verdunkelte Fenster und Phantasiebild. Ihre Zigeunerhaare verdeckten die goldgelben der Luftgestalt. Nur ein Fleck Himmelblau guckte scheu durch die obern Scheiben. Ein Halter fiel zu Boden. Sie bückte sich danach und ließ dabei den kleinen Fuß gegen Maibach gleiten. Der Fuß spähte wie eine Schlange vorsichtig zimmerwärts und zog sich bedächtig unter sein Kleiderversteck zurück, die Augen des Mannes nach sich ziehend.

Maibach sah: Es war ein kleiner, schlanker Fuß mit runden Knöcheln. Und rund waren die Handgelenke und jedes Fingergelenk äugte mit einem verlockenden Grübchen nach ihm. Die Finger nestelten die Halter in krausen Schlingen durcheinander und schmiegten sich in das Baumwollgewebe wie junge Vögel ins Nestpolster. Und dasselbe Schmiegen und Liebesuchen in jedem Gliede des schönen Weibes: Wie sich der Leib an die Kleider drängte und jede Falte nach außen bog! Die Arme hielten den Busen von der Seite fest. In strengem Schwunge liefen die Hüftlinien bis zu den Knien. Er trat an ihre Seite und wies auf die Halter:

„Was gibt das?"



Ulrich Wilhelm Züricher: **Charons Nachen.**

Unser Maler lebt in Ringoldswil am Thunersee. Man weiß, wie sehr der Maler-Philosoph Anteil nimmt am Leben unserer Zeit, wie tief er ergriffen wurde von den Furchtbarkeiten des Völkermords. Gedanken an Tod und Vergehen drängen sich auf. Da verbindet sein Geist das Sterben unserer Tage, mit einer alten Sage. Aus dem goldenen Tageslichte, dessen scheidender Strahl noch die Felsen vergoldet, treten zwei Seelen in die Unterwelt, wo Charon, der Fährmann der Toten, still und ernst wartet, um die Abgeschiedenen über den stygischen Fluß in die Unterwelt zu führen. Ein Motiv aus der heimischen Bergwelt bot die Vorlage zum Eingang in jenen Ort, da die, welche eintreten, jede Hoffnung fahren lassen sollen. Das ernste Bild würde sich gut als Wandschmuck einer Totenkapelle eignen.

„Ein Fischnetz!" Sie lächelte rätselhaft spähend. Und ihm schien, sie spähe zornig und drohend.

„Wozu das Fischnetz?" Er fragte spöttisch.

„Zum Fische fangen," gab sie lakonisch zurück. Und auf einmal fiel sie in Leichtsinn und Uebermut um:

„Herr Leutnant, ging es lustig zu? Letzte Nacht? Ich meinte, ich müsse Sie an der Haustür abfangen."

Ein sekundenlanges Erschrecken, gefolgt von Aerger, huschte über sein Gesicht. Sie staunte. Er warf sich wie ein Eichenklotz aufs Ruhbett.

„Trude! Holen Sie mir Wein. Zwei Flaschen Arbois — oder nein — besseren. Hier ist Geld! Vom besten Roten. Schweren, dunklen, alten. — Laufen Sie. Ich habe ganz verfluchten Brand."

Maibach war wieder allein. Die Verzweiflung machte einen kurzen Anlauf, ihn zu packen. Er rang sie nieder und legte sich rücklings aufs Ruhbett, die Augen schließend, die Gegenwart wegträumend. Einmal, zweimal äugte der runde Schlangenfuß der Trude frech und spähend über den Rand seiner Phantasie. Doch jedesmal wich er dem Willen und zog sich zurück. Im verborgenen Grunde der Seele aber loderten die Flammen der Gegenwart und warfen einen fahlen Schein in die Träume der Vergangenheit. Und von Zeit zu Zeit raschelte die Schlange unheimlich und grausenerregend in der Finsternis des Halbbewußten. Er preßte die Fäuste auf die Brust wie zur Abwehr der innern Feinde. Und es gelang. Sie beruhigten sich und ließen minutenlang den schönen Träumen das Feld. . . . . (Fortsetzung folgt.)

Carpe diem!

Der Rose gleich, die noch im Samt
Der Knospe gestern lag verschlossen
Und heut schon hoch emporgeflammt
Ist uns die Liebe aufgeschlossen.

Heut blüht sie noch; drum nimm und gib!
Schon morgen kann ihr Duft entschweben;
Dann wird dein Herzblut selbst, mein Lieb,
Die welkende nicht mehr beleben.